Der Zuschauer

Wilhelm Michel

Wilhelm Michel:

Der Zuschauer

Gedichte

München u. Leipzig
R. Piper und Comp.
1907.



379

Wilhelm Michel: Der Zuschauer

Gedichte

München u. Leipzig
R. Piper und Comp.
1907.



WILHELM MICHEL

DER ZUSCHAUER

WILHELM MICHEL

DER ZUSCHAUER

GEDICHTE

MÜNCHEN UND LEIPZIG
R. PIPER & CO., VERLAG
1907

Vom Verfasser erschien 1904 bei Axel Juncker, Verlag, Stuttgart:

APOLLON UND DIONYSOS
DUALISTISCHE STREIFZÜGE

Ferner ebendaselbst 1906:

RAINER MARIA RILKE
DREI AUFSÄTZE

ROSA EVA GEWIDMET

Die Seele.

Ich bin von reichem Leib umbaut.
Mit Sinnen bin ich rings gewandet,
Um die ein dunkles Meer erbrandet.
Das sieht so süss. Das tönt so laut.

Ich muss es dulden, dass mein Ohr
Zum Klang macht die bewegte Luft.
Die Welt ist finster. Doch der Tor,
Das Auge, füllt mit Glanz die Gruft.

Aus Weltraums Dunkel schwarz und tief
Höhlt es das Blau, das flutend wallt.
Das Ohr spricht ewig: Horch! Wer rief?
Das Auge spricht: Gestalt! Gestalt!

Doch tief in diesem Lichthaus trauert
Uralte Blindheit, die betört
Vor jedem Bild erschrickt und schauert,
Das ihre fromme Nacht verstört.

Sie ist des Todes Keim und Samen.
Nacht ist sie, die den Tag beweint,
Leid ohne Wort, Scham ohne Namen
Um all die Schmach, die tönt und scheint.

Leben.

Ein Schwert, in Blut getaucht,
Entzückt des Dichters Blick.
Ein Haus, das stürzend raucht,
Ist allen Volkes Glück.
Und eines Mannes Tod,
Der winselnd wo verendet,
Der sterbend Gott bedroht
Und fluchend ihn geschändet —
Er wärmt nach wenig Zeit
Wohl eines Jünglings Brust
Und macht das Herz ihm weit
Zu einer kurzen Lust.

Pans Nachtfahrt.

So lag die Nacht nie um die Tür,
So leer an Leben und an Laut.
Stumm fühl' ich nur, wie über mir
Der Seim des Todes niedertaut.

Doch diese Stille schweigt nicht lang.
Urplötzlich wird mir offenbar,
Dass dieses Schweigen schwer und bang
Nur Ueberschwang an Stimmen war.

Das dröhnt wie eines Donners Nahen,
Umrollen hör' ich fern ein Rad:
„Nicht viel', die meiner sich versahen,
Find ich zur Nacht auf meinem Pfad.

Es ist zuviel der Furcht auf Erden,
Sie bauen manch verächtlich Bild.
Drum bin ich auch ein Trotz dem Werden
Und ihres Lebens trübem Schild.

Doch allen meinen Heldensöhnen
Bin ich gleich einem trunknen Sturm,
Bin ich ein Glockentaumeltönen,
Das hallend niederschwankt vom Turm."

Die Tat.

Ich wollte dieses Ding zerschlagen,
Doch etwas fesselt meine Hand.
Daran zerschellt mein schnelles Wagen,
Leer schlägt die Keule in den Sand.

Vielleicht muss ich den Fels zerschlagen,
Der dieses Ding im Schoss bewacht.
Vielleicht die Sonne, welche macht,
Dass Dinge rings der Nacht enttagen.
Vielleicht muss ich auch — mich zerschlagen . . . ?

Das Licht.

Rings ist ein dunkler Schauer,
Der heimlich mich umflicht.
Fern redet voller Trauer
Im Tal ein trübes Licht:

„Ein Funken nur vom Stamme
Der Urglut ist mein Schein.
Ich bin nur eine Flamme,
Und sollte Weltbrand sein.“

Schwüle Nacht.

Aus den Wolken, aus der Ferne,
Von den Bergen kam die Nacht.
Einsam leuchtet die Laterne,
Die das stille Haus bewacht.

Diebe schleichen um die Türen,
Listig in die Nacht gebückt.
Mörder gehen um und spüren;
Wahllos ist ihr Dolch gezückt.

Und die Liebe kommt und bittet:
„Liebste, hast du mir gewacht?“
Alles ist von Nacht zerrüttet,
Und der Erde Geist verschüttet
Tausend Leben in die Nacht.

Spinnen kriechen, Mäuse jagen,
Und ein Rauschen tost und droht.
Glocken heben aus und schlagen:
„Nimmer kommt das Morgenrot!

Allzutief in Nacht gebettet,
Wird das Leben jetzt erwürgt.
Nur den Maulwurf drunten rettet
Gott, der sich im Himmel birgt.“

Am Tor des Lebens.

Zu einer Seele sprach der Tod:
„Du bist so schlank, bald drückt dich Not.
Du bist so weiss, bald wirst du trüb.
Ich habe deine Unschuld lieb.
Doch drängt es dich hinab zum Bösen;
Du Ungeborene, hast du's bedacht?
Du strahlst so hell, bald fesselt Nacht,
Trostlose Nacht dein lichtes Wesen.
Es ist so karg, was ich dir gebe,
Nicht viel an Lust, viel nur an Gram und Not,
Ein schaler Bissen, nur gewürzt vom Tod.
Wagst du's, so gehe hin und lebe!"

Die Seele sprach: „Du kennst mich nicht.
Ich steh' in lauter Glut und Licht
Und sehne mich nach einer Schwere,
Und sehne mich nach dunkler Mühe,
Dass meine Tugend sie verzehre,
Damit mein Funke sie durchglühe.
Begrenze mich und schliess' mich ein,
Belade mich mit jeder Last,
Gib alle Schwere, die du hast,
Lass alle Nächte um mich sein.
O senke auf mich Qual und Not.
Qual unermessen, drin mein Leben schafft,
Not unermessen, draus mein Feuer loht,
Nacht unermessen, Stoffe brennbar dicht —
Inbrünstig nur in ihnen wirkt mein Licht.

Gib alles, was dein Wort mir droht,
O nimm mich auf in deine strengste Haft.
Ich bin der Hungernde, du gibst mir Brot.
Du bist der Widerstand.
Ich aber bin die Kraft."

Schicksal.

Ich hab' in Erde wie ein Baum
Mit gichtigem Wurzelarm mich festgewühlt.
Ich bin vielleicht nur dieser Erde Traum,
Den sie aus Kies und Sand emporgespielt,
Zu wiegen sich im sommerlichen Wind.
Ich bin der Erde ein geliebtes Kind
Und spüre tief in mir der fernen Wagen Rollen.
Zu Menschenschritt,
Zu schwerer Hämmer Fallen,
Zu allem Grollen,
Zu allem Schallen
Dröhn' ich mit.
Mich liebt der Wind,
Weil er sich malt im Kampf der Zweige,
Weil ich mich wiege, weil ich mich neige
In seinen Händen, die nicht sichtbar sind.
Entmenschter Bildner dunkler Dinge,
Rag' ich vom Grund,
Drin ich mit Wurzeln wühl' und ringe.

Das Feuer in der Erde ist mir kund.

Der Zuschauer.

Arg ist des Lebens Streit.
Doch schlimmer deucht mich wohl,
Dass uns aus diesem Leid
Nur Tod erretten soll.

Heisst das nicht zwiefach Schmach?
Ist das nicht doppelt Schmerz?
Wie Panther geht mir's nach
Und beisst sich in mein Herz.

Das Leben ist so schwer,
Tod schwerer noch als Leben.
Ich möchte licht und hehr
Ob Tod und Leben schweben.

Ich möchte sein entrückt
Dem einen wie dem andern
Und wie ein Wind beglückt
Durch Rauschebäume wandern.

Fremd möcht' ich sein und fern,
Vom Lebenszwange heil,
Und wie ein kalter Stern
Am Tod nicht haben teil.

Möcht' sein ein frommer Baum,
Gehorsam jedem Wind,
Unwirklich wie ein Traum,
Des niemand sich besinnt. —

So aber muss ich lauschen,
Still und unfromm erstaunt,
Des Lebens tiefem Rauschen,
Das mir im Leibe raunt;

Dem Herz, das dumpf und schallend,
Von keinem Dank begrüsst,
Die roten Ströme wallend
Durch meine Adern giesst;

Das meines Leibes Kammern
Mit heissem Blute speist,
Und achtet nicht das Jammern,
Den Tod in meinem Geist.

Der Beter.

So lasst mich hier im Stillen beten.
Der Worte Flut ist längst verrauscht.
Gott ging aus unsern wirren Reden
Und steht von Schweigen gross umbauscht.

Wie wehen seiner Locken Schlangen!
Wie unabweisbar ist sein Blick!
Wie strahlt um seine Gotteswangen,
Wie fremd den Worten strahlt sein Glück!

Wie klein ist, was die Worte meinen!
Wie gross ist, was kein Wort benennt!
Ich will mich bis ins Herz versteinen,
Dass mich die Liebe nicht mehr kennt.

Ich will so sein wie böse Leichen,
Die sicher blicken und ergrimmt.
Kein Wort kann diesen Tod erreichen,
Der lebend mich hinübernimmt.

An Worten tasten wir durchs Leben,
Vor Worten weint und lacht das Herz.
Mir sei erlebter Tod gegeben,
Der lässt mich tief in Wonnen beben
Und klingen wie gewölbtes Erz.

Liebe.

Manchmal muss ich heimlich beben,
Manchmal trag ich stilles Grauen,
Hebt sich dein vertrautes Leben
Kräftig, geisterhaft und leise
Hoch aus meines Lebens Kreise,
Fremd und ferne anzuschauen.

Hab' ich dich nicht fest in mir verschlossen,
Mich so tief in dir verirrt,
Mich so inniglich in dich ergossen,
Dass kein Gott uns mehr entwirrt?
Liebe, haben wir uns nicht vertauscht,
Eins ums andre hingegeben?
Bin ich nicht von deinem süssen Leben
Wie von starkem Wein berauscht?

Aber dunkel muss ich stehen,
Dich in fremdem Lichte sehen,
Herzlich Nahe, mir vor Gott verwandt.
Deine Wangen will ich zärtlich streichen,
Deine Locken such' ich mit der Hand,
Und ich finde Dinge, die entweichen,
Meiner Hand nicht, aber meinem Sinn.
Ach, wie soll ich dieses Wunder fassen?
Qual und Süsse machen mich erblassen,
Dunkel schauert's über mich dahin.

Träume.

Nicht satt am Leide, das mich kränkt,
Erdicht' ich mir unwirkliches Geschick.
Ich geh', in bösen Traum versenkt,
Und töte träumend mir mein liebstes Glück.

Den Mund, der mich in Nächten küsst,
Lass' ich verwelken unterm Todeskuss.
Ich grab' in Erde, was mir teuer ist,
Und rufe auf, was mich verwunden muss.

All' was mich liebt, dem träum' ich eine Bahre.
All' was mich quält, dem träum' ich goldne Zeit.
Träumend bewein' ich, was ich wach bewahre.
Sei gut, mein Leben! Traum, du gib mir Leid.

Heimat.

Ich bin allein. Der Sturm geht um mein Haus.
Ich fand mich heim aus manches Sturms Gebraus.
War, was ich fand, wohl dieses Sehnen wert?
Heimweh ward Feuer. Feuer sprüht im Herd.

Es wärmt den Raum. Es wärmt mir meine Brust.
Es saust und glüht mit sturmverwandter Lust.
Heimweh ward Sturm. Sturm reitet durch das Land.
Ich neide jeden, der nicht heimwärts fand.

Der tote Dichter an den Leser.

Versunken ist, was ich gefühlt, gelebt.
Verlöscht, was ich vernahm, und was ich sprach,
verschwebt.
Lächelnd die Liebe stieg zu mir ins Grab
Und welkte mit den Kränzen, die sich häuften,
Schwand mit den Kerzen, die den Sarg beträuften,
Und mit dem letzten Kuss, den sie mir gab.

Nicht labt sich mehr mein gieriges Aug' am Licht.
Das Licht ist tot, die Gier ist hin.
Das Auge selber schwand und ward zunicht.
Vor dir nur steht mein Schatten im Gericht,
In dir nur bin ich, wenn ich etwas bin.

Du nimmst den Stein von meines Grabes Tür,
Du kleidest mich in deiner Lieb' Gewande.
Belebt, gerufen und geführt von dir
Betret' ich atmend deines Lebens Lande.

Mit Händeheben, kräftig und verklärt,
Die Mienen wohl voll alter Träumerei,
Winkend und lächelnd, Lieb' und Leides wert,
Dankbar, mein Schöpfer, wandl' ich dir vorbei.

Der Künstler.

Ich bin von jener dunklen Sippe,
Die sich am Tod herzinniglich ergötzt.
Verächtlich zuckt uns nur die Lippe,
Wenn bleiches Mitleid sich zur Wehre setzt.

Die Qual des schmerzlichsten Erbebens,
Wie wird sie fromm von uns gebucht!
Wir naschen nicht vom Baum des Lebens,
Wir leben von verbotner Frucht.

Tod nur und Grausamkeit entzündet
Uns das Bewusstsein köstlichen Gewinns.
Blut nur und Schrecken überwindet
Die tiefe Stumpfheit unsres innern Sinns.

Wenn Gott sich reich und frei entfaltet
In einem männermordenden Geschick,
Wenn der Verborgne Form wird und gestaltet,
Indem er wütet unter Traum und Glück —

Wie wird uns jeder Schmerzensschrei zum Lohne
Für unsre Treue, gottlos und verrucht!
Wir sind des Schicksals Hunde und Spione,
Die Gott nicht liebt, und die der Mensch verflucht.

Wir sammeln jede Träne, die wir weinen.
Wir züchten jeden Schmerz, der uns beglückt.
Wir stammeln Dank, wo Menschen sonst versteinen.
Unfruchtbar ist die Lust. Doch fruchtbar das Verneinen,
Das rot aus Blut und schwarz aus Nächten blickt.

Pan Zagreus.

Mit kalten Schauern büsse ich den Drang,
Massloser Gott, der mich zu dir geführt.
Sieh' gnädig an das Lechzen meiner Lippen,
Den Taumeltanz des halb verkochten Bluts,
Das Rütteln in den markentleerten Knochen,
Den Krampf, der siedend meinen Nacken packt,
Und wende deine Augen gütig fort
Von meiner Furcht. Denn sie sind Schreckens voll.

Kaum selber deut' ich jenen tollen Mut,
Der mich ergriff und trieb, dich anzuschauen.
Und jetzt — Pan Apeiros! Du weisst ja alles,
Du weisst der Sehnsucht unerhörte Taten,
Du weisst mein Herz und meiner Seele Tale,
Die weiss sind von dem Segen deines Taus.
Vergib mein Wort, du, welchem das nichts ist
Als nur ein Mitklang in dem Weltencymbal,
Das deinem Ohre tönt und tönt, gerührt
Von Sternen, welche in die Saiten fallen
Durch Jahr und Mond, so Tages wie des Nachts.

Pan Apeiros! Dem Drehbild gleich aus Staub,
Das schnell ein Windstoss von der Erde hebt
Und für die Zeit nur, da man Atem holt,
In raschen Wirbeln wesenlos gestaltet,

Steh' ich vor dir, der ewig gleichen Kraft,
Die end- und masslos ist in Raum und Zeit.
Ein schauerndes Bewundern fasst mich an.
Du bist die Kraft, soweit die Sterne fliegen
Und Sonnen leuchten und die Blitze flattern.
Du bist der Gott, soweit ein Wurm nur lebt,
Den deines Wesens Ahnungen zertreten.
Soweit ein Wille lebt, zu Sein und Töten
Des fremden Willens tüchtig, bist du da.
Dein weisses Auge leuchtet in den Nächten
So furchtbar, dass die Sterne schier erbleichen.
Dein Wille tost in allen Wüstenstürmen,
Die Tempel brechen und Gewitter jagen.
Dein rotes Blut erblühet in den Wäldern,
Wo goldne Löwen schnaubend Tiger wittern
Und übervoll von deines Dranges Wüten
Die Pranken zürnend in die Erde schlagen.

Dein wilder Schrei ist über allen Talen,
Wo tausendjährige Felsen unter Blitzen
Vor deinem Wutschwall von den Bergen rasen
Und brunstvoll jammernd in die Tiefe schmettern,
Von Brautbettlüsten trunken, die sie brennen.
Von goldenen Becken spellt dein heiliger Zorn
Den Rhythmus, der die Männerwut entfacht
Und Blut lockt aus dem heissgeliebten Leib
Und Tod zeugt aus dem vollen Born des Lebens.
Dein wutvoll hartes Lachen schrillt am Lager,
Wo Mann und Weib du ächzend niederzwingst,
Dass sie, ganz Nichts, auf blutbesprengten Betten,

Im Ansturm schamlos wütender Zerstörung
Sinnlos das Grösste deiner Weisheit tun
Und neues Leben brünstig dir erzeugen.
Derweil sie wüten, zehrst du in der Schlacht
Mit blutigem Mund vom frisch zerhackten Mahle.
An Totenbetten hast du Tanz und Taumel,
Und rasest an den Stätten der Geburt,
Wutvoller Trauer trunken wie von Wein,
Auf dass das Lächeln der erlösten Mütter
Den Ring nicht breche, drin die Welt sich schwingt.

Pan, du bist gross und furchtbar ohne Massen.
Mit dunklen Schwingen rauschst du um mich nieder,
Mit harten Klauen packst du mein Gebein.
In Nacht und Schmerzen bist du gegenwärtig.
Zerbrochen hast du mich wie einen Stab,
Den man zerstört am reichen Rand der Wüste.
Doch dankbar bin ich deiner grossen Gnade,
Die hoch und herrlich einem Mann gedeiht.
Müd' ist mein Herz, und meine Augen brechen,
Da du mich, Pan, in deinem Zorn zerbrachst.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Pan — Pan — die Säulen — wehe mir! Die Säulen
Des Tempels wandern — stehen still — weh mir!
Sie sind nicht hier — nein, nein — sie stehen dort!
Sie sind nicht eine — nein, ich zähle viele,
Viel weisse Säulen — weisse und nicht schwarze —
Viel weisse Säulen stehen um mich her,

Und klar und scharf, ach! unerbittlich fest
Umrundet jede ihren festen Platz.
Dein Wunsch — dein Auge — Pan, oh Pan!
Pan — Pan — die Sehnsucht — Pan, oh Pan — auch du?

Pan Zagreus! Furchtbar, qualenübervoll
Fasst masslos mich ein Mitleid mit dir Gott.

Leben.

Kein Kelch soll mir vorübergehen!
Ich trank sie alle bis zum Grund.
Nie zitterte mit bleichem Flehen
Am goldnen Rand der blasse Mund.

Da lag ich wie an Weibes Brüsten
Und schrie nach vollem Schwall des Pan.
Denn meiner Seele tiefen Lüsten
Hat nie ein Kelch genug getan.

Gross steh' ich einst im Abendrote.
Da glüht die Welt mit trunknem Schein,
Da bringt der letzte blasse Bote
Den letzten Kelch, den besten Wein.

Herbe Sehnsucht.

Ich und mein grosser Jammer,
Wir weinen in der Gruft.
Kaum schickt in meine Kammer
Der Frühling seinen Duft.

Es kreist ein buntes Flirren
Rings um die heisse Stirn,
Und herbe Wünsche irren
Mit Knirschen durch mein Hirn.

Da lieg' ich wie im Meere,
Da steh' ich stumm, allein
In prachterfüllter Leere,
Ein Mensch mit Sinn und Sein —

Und kann es nicht erraffen,
Und trotzig knirscht mein Mut,
Als müsst' ich Menschen schaffen
Aus meinem eignen Blut.

Männer.

Ich ging in Pracht des Frühlings durch den Wald.
Von allen Düften wogte da ein Singen.
Hell tönte durch die Einsamkeit das Klingen
Der goldnen Kelche, drin das Leben wallt.

Ein Rausch und Taumel wollte mich umfliegen,
Da ich ersah die Pracht der tausend Weiber,
Die heiss von Brünsten in den Wäldern liegen,
Vor goldnen Spiegeln dehnend ihre Leiber.

Doch tief im Grunde eine Glocke scholl
Ernst wie um Mitternacht durch das Gebraus:
Ich dachte derer, die der Sehnsucht voll
Die Fackel werfen in das eigne Haus.

Ein Sieg.

Nacht lagert vor den Türen,
Von bleicher Wut entstellt,
Die dich mit Fangeschnüren
Vom Rücken überfällt.

Doch weiss ich einen dreisten
Erkenner, welcher spricht:
„Ich schlug mit beiden Fäusten
Ihr in das Angesicht.“

Trotz.

Nun bist du ganz von Schmerz zerrissen
Und hast mir doch am Tag geglaubt.
O berge nicht in schwülen Kissen
Dein armes, mir so liebes Haupt!

Noch ist mein Trotz nicht ganz gebrochen,
Packt mich auch oft ein irres Leid.
Du weisst, wie ich am Tag gesprochen:
„Die Nacht ist eine böse Zeit!“

Wohl weiss auch ich, dass durch die Trübe
Oft ein erloschnes Auge späht;
Dass oft dort eine blinde Liebe
Durch dunkle Gänge wandelnd geht.

Oft hört' ich ihre wehe Klage,
Und lüstern ward ich nach dem Tod.
Ich habe oft im Glanz der Tage
Gebebt vor ihrem Abendrot.

Doch glaube nicht, es sei vergebens
Der stumme Kampf im Ring der Nacht.
Denn furchtbar ist der Trotz des Lebens,
Wenn waffenklirrend es erwacht.

Vor seiner Schlachttrompeten Kunde
Wird deine dunkle Sehnsucht still.
Es ist dir nah zu jeder Stunde
Und ruft die Sonne, wann es will.

Der Jüngling.

In den tiefen Schachten meines Strebens
Bleibt mir meiner Sehnsucht Sinn verhohlen.
Oft erwach' ich von dem Trotz des Lebens —
Meine Stirn umblühen Nachtviolen.

Tags verlach' ich jedes dunkle Beben
Mit der Männer waffenhartem Hohne.
Nachts ertrag' ich mein geliebtes Leben
Wie ein junger König seine Krone.

Der Sünder.

Ich sitze zitternd in der Enge
Und wäge meines Lebens Los
Und treibe neue Felsengänge
In alter Berge dunklen Schoss.

Da bricht ein Quell aus meinem Leben,
So überreich an Flut und Schwall.
Ein wildes Flehen um Vergeben
Bringt meine herbe Lust zu Fall.

Die ging am Tag mit harten Mienen
Und weint so wehe jetzt nach Tod.
Jetzt ist es Zeit, die Schuld zu sühnen,
Jetzt tut mir ein Vergeben not!

Der Mond.

Der Mond scheint überm Wald.
Verhüllte Tannen raunen
Ein Wort so ungestalt.
Was muss ich so erstaunen?

Er schweigt und strahlt so sehr.
Verblasste Sterne gehen
Nachtwandelnd um ihn her.
Das hab' ich nie gesehen,

Noch auch gehört zur Nacht
Dies Rauschen ohne Wind,
Dies Reden sanft und lind
Zu dem, der einsam wacht.

In tiefer Nacht.

Die Nacht ist schwarz um mich erschwollen,
Nur Himmelslichter sind gefeit.
Da ist im Finstern mir erschollen
Ein Männersang voll Kraft und Leid.

Nun hör' ich wohl die Glocken läuten
So tief und bang, so trüb und treu,
Als wollten sie mich ernst bedeuten,
Wie schwer des Nachts das Leben sei.

Wer löst dies bange, dunkle Streben?
Wer deutet all die Angst und Not?
Ich bin so tief vermummt ins Leben —
Tod heisst des Lebens Morgenrot.

Begegnung.

Die letzte Nacht beginnt zu tauen,
Das grosse Heimweh fliesst heran.
Du Wanderer mit den dunklen Brauen,
Was fassest mein Gewand du an?

Das ist das Wort des guten Hirten,
Das du in dunklem Tun erfüllst:
„Ein anderer wird einst dich gürten
Und führen, wohin du nicht willst“.

Sturm.

Welch ein heimatloses Klagen
Hat der wilde Sturm entfacht?
Missgestaltne Töne jagen
Durch die meilenweite Nacht.

Wie sie schrillen, wie sie locken
Toten Trug und bösen Wahn!
Ungezähmter Feuerglocken
Fremde Sehnsucht haucht mich an.

Bräche jetzt in dieses Bangen
Wild herein die Harmonie!
Schlüge jetzt in dies Verlangen
Ein Erfüllen gleiss und glüh!

Wolken rinnen dumpf zusammen —
Bräche jetzt von hoher Wacht
Heller Sieg der Zauberflammen
Durch die meilenweite Nacht!

Ferne Welt.

Wie Mädchenaugen, die tief versonnen sind,
Blickt es mich an aus dunklen Weiten.
Weisse Lichter über meine Seele gleiten
Wie Monde, die von Nebeln umsponnen sind.

Ganz fern in der Nacht noch ein Leben ist.
Und ich höre das kleine Leben singen,
Wie sich in ferner Welt die Menschen verjüngen
Im Hain, der von Rosen umgeben ist.

Das sanfte Lied.

Ein blasser Tag im Westen hing
Noch zagend an der Erde Saum,
Als meine letzte Sehnsucht ging.
Dann war nur Dunkel, Rausch und Traum.

In hellen Lüften war ergossen
Viel Heimlichkeit und süsse Sage.
Aus allen Kelchen war die Klage
In die erwärmte Nacht geflossen.

Sie aber glitt auf dunkler Fähre
Dahin gleich einem lichten Stern
Und schwand in wundervolle Meere,
Fern aller Trübe, jeder Schwere,
Und allen Tränen viel zu fern.

In den Nebeln.

Und ich lief wieder mit hurtigen Füssen,
Dass die nahen Verfolger mich nicht fängen.
Meine Seele schrie, und ich irrte in dunklen Gängen
Der Gärten, wo im Monde die Wasser fliessen.

Da schrie meine Seele in Furcht der Nacht.
Und ich sah nicht der Gärten dämmernde Pracht,
Ihre feinen Wunder und ihre dunklen Stimmen,
Das ferne Leuchten und die verworrenen Schleier,
Die in Rosenbüschen und über den Beeten schwimmen,
Und die blassen Bilder der goldenen Sterne im Weiher.

Da kamen in den Gängen herrliche Frauen,
Von bleicher Nebelhülle verhangen.
In die Kelche von roten Rosen sie schauen
Mit einer zagen Lust und einem blassen Verlangen.
In ihren Leibern schrie die Klage des Pan,
Die ur-uralte, stöhnende Klage,
Die Todlust der Edelsten und das Eilen der sonnigen
Tage
Und der Weheblick: Warum hast du mir das getan?

Und die Frauen im Nebel gingen und gingen
In schweren, blassen, goldenen Gewändern,
Die weichen Brüste gegürtet mit samtenen Bändern,
Darunter ihres Leibes masslose Schönheit schien.

Und da ihre Lenden am lautesten schrien,
Da entstand in meiner Seele ein süsses Klingen,
Und ich lauschte voll Wonne den Sagen der taumelnden
Blätter.
Voll Leides der Jugend hub ich da an ein Singen
Von ferner Pracht und den Leibern der marmornen
Götter.

Herbstregen.

Der Regen fiel in dünnen Strähnen
Aufs Land, das seiner nicht begehrt.
Ob wohl all dieser Himmelstränen
Der enge Schmerz der Menschen wert?

Drei Harfen, welche in mir klangen . . .
Da sah ich, unters Licht gebückt,
Die nassen Wolken traurig hangen.
Da ward mein Lied vom Leid erstickt.

Sonntag.

O sag, was sollen denn die Glocken
In dieser Zeit voll Not und Schmach?

Ein bleiches Antlitz, ohne Klage,
Liegt nun der Himmel überm Land.
Nun' halt auch ich vom Kampf der Tage
Ein armes Glück in meiner Hand.

Ein Glockenton aus lichter Weite . . .
Im Birkenlaube spielt der Wind,
Ein Vogel singt auf grüner Heide,
Auf grüner Heide weint ein Kind,

Und weint so weh und will's nicht lassen
Und schluchzt gleich einem starken Mann,
Der unter Knirschen, Trotz und Hassen
Sein Lieben doch nicht enden kann.

Und immer tönen noch die Glocken,
Hinwandelnd durch den stillen Tag.

Der Renegat.

Ein Sehnen will mich oft befallen,
Als sei ich meiner Heimat fern.
Da dünkt das schönste mich vor allen
Das Halbmondbanner mit dem Stern.

Da fühl' ich an des Mutes Grenze
Aus Christi Leidenskranz den Dorn,
Denk' ich der Odaliskentänze
Im Abendschein am Gold'nen Horn.

Da steigen alter Liebe Flammen
Aus Trümmern der gestürzten Tat:
Wie er am schnellsten im Verdammen,
Am tiefsten liebt der Renegat.

Meine Veste.

Die stillen Tage sinken
Wie Blüten ab vom Zweig.
An blasser Hände Winken
Sind meine Zinnen reich.

Die Bannertücher schwälen
Hoch überm stillen Tal.
In meines Schlosses Sälen
Sind Gäste ohne Zahl.

Ihr Wandeln ist ein Wehen,
Sind alle krank und stumm,
Und wie verwunschen gehen
Sie in den Hallen um.

Sie haben viel geworben
Fernab in Meer und Wind.
Ich glaub', dass sie gestorben
An einer Sehnsucht sind.

Da rauschen strenge Tannen
Wild-trotzig übern Turm,
Als sollt' ich mich ermannen
Wie sie in Kampf und Sturm.

Sind das denn meine Forsten?
O wunderlicher Traum!
Ich sehe Adler horsten
In manchem dunklen Baum.

Pan singt:

Und meine Wangen waren rot.
Doch da ich einst im Walde war,
Da kam der Frühling auf mich dar;
Ein kleiner Vogel sang mich tot . . .

Ich segnete im Feld das Brot.
Die Sonne schien mit heissem Schein.
Im Aehrenfelde schlief ich ein.
Ein Blümlein duftete mich tot . . .
Die Weiber klagten.

Ich wandle durch den grossen Ring
Der Dinge, welcher steigt und fällt.
Ich suche einen Schmetterling.
Und weil ich suche, lebt die Welt . . .

Einst fand ich meinen Schmetterling.
Die Berge fielen, und das Licht
Der Sonne losch im grossen Ring.
Jedoch der rechte war es nicht,
Der, den ich suchte . . .

Ein Mädchen stand im Abendrot
Und schaute nach dem Berg hinauf.
Die Sterne waren stumm und tot.
Dann tat sie, wie verträumt und müd',
Die Lippen auf und sang das Lied —
Da gingen erst die Sterne auf.

Mummenschanz.

I.

Wie der König ellendt ward.

Mir gab die nacht zur leihe
Die krone und das schwert.
Die pracht wird all zerstört
Wol mit dem hahnenschreye.

Da fasset mich ein grausen,
Ich mach mich flugs davon,
Sonst wird mich noch vom thron
Ein muntrer spatze zausen.

Denn der weiss wol, umb welches
Verdiensts ich könig ward.
Nun kommt die newe art
Und spricht: „Genug des kelches!

Du hast zu lang gefüeret
Die krone und den stab.
Das totenmännlein spüeret
Schon umb dein offen grab.“

2.

Asche.

Ich kam vom tiefsten Grauen
Mit hartem Mund zum Feste,
Griff nach den blassen Frauen;
Mein eigen ward die Beste.

Nun kehr' ich bleich vom Schwelgen,
Kalt wurden ihre Brüste.
Da steh' ich vor den Bälgen
Der Geier meiner Lüste.

3.

Chronika.

Er war ein König und ein Mann. Mehr Mann
Als König. Eines Tages, da man sich
Zum Fest der Astaroth gerüstet hatte,
Entlief er nackt dem Frauenbett und schrie:
„Man bringe Zedern, Fackeln, Teppiche
Und schichte sie!“ Er stieg allein hinauf,
Nackt und umgürtet mit dem goldnen Schwerte.
Das Volk gedachte an Sardanapal.

Da nahm sich Atramelek seiner an
Und machte ihn zum Weib. Er stürzte
Hinab zur Erde, wusste nicht mehr, wie
Den Scheiterhaufen er bestiegen hatte,
Und tastete die weichen Frauenbrüste
Und bettelte: „Nun führt mich nach dem Tempel,
Wo der Astarte sich die Jungfraun opfern.
Da weinte jener, welcher dieses schrieb.
Das goldne Schwert noch trug er an dem Gürtel.
Das warf er auf die Scheiter und befahl
Dem Fackelträger, alles zu entzünden.

Er war ein grosser König der Assyrer.

Furcht.

Ein dumpfes Grauen ging und ging
Rund um mein Haus den bösen Ring.
Gespenster hat es im Geleit
Mit Knochen dürr, mit Augen weit,
Die wissen, was im tiefsten Schacht
Verbirgt das Herz der Mitternacht.
Sie stehen bleich in dunkler Tür,
Sie kichern grausam hinter dir,
Sie winken mit der Schattenhand
So still und weiss aus schwarzer Wand,
Dass du in kaltem Grau'n verbrennst
Und deine Hände nicht mehr kennst.
Die Nacht ist schwarz, der Mond ist weiss.
Sie ziehen um dein Haus den Kreis.
Sie machen dir dein Hirn zu Blei
Von Mitternacht bis Hahnenschrei.

Späte Jagd.

Schwarze Wipfel, dunkle Gründe,
Tief im Tal ein leiser Bach.
Ueberm weiten Kahlhieb leuchtet
Hell der fahle Abendhimmel.
Dumpfes Raunen in der Ferne,
Helles Rascheln in der Nähe,
Grosse Orgeltöne schwimmen
Ueber Wäldereinsamkeiten
Fern und schwer —
da stirbt der Tag.

Willen kommen aus der Weite,
Kräfte dringen aus der Erde;
Dumpfes Leben borgt mein Leib
Von dem dunklen Geist der Tiefe.
Ferne Vogelseufzer brechen
Kaum den Bann des braunen Schosses,
Und ein längst verwestes Leid
Blüht in mir mit bunten Blumen.
Dunkle Augen werden wach,
Und sie schauen in den Abend
Gross und stille, bis der Blick
Unter langen Wimpern sinkt.

Herbe Kühle steigt in Nebeln
Weiss vom Tal. Zum Bild erstarrt
Atm' ich kaum, nur leise zittert
Meine Hand am Schaft der Büchse.

Ueberm Grunde drüben lauert
Noch ein Mensch im dunklen Grase.
Seiner Augen Weisse schimmert.
Am gespannten Hahne bebt
Seine Hand.
Und ich kenne diesen Menschen nicht.

Herbst.

An blassen Tagen, die der Herbst uns bringt,
Wann Winde wehen, deren Weg und Ziel
So sinnlos fremd wie ihre Wiege ist,
Erlebst du oft, dass sich dir Herz und Auge
Von einer wunderlichen Sehnsucht weiten.

Du wanderst still — ein Heimweh trieb dich aus —
Auf Wegen, die nach Tod und Liebe duften,
Auf Wegen, die sich in den Abend dehnen,
Auf Wegen, die an einsam dunklen Gärten
Sinnlos vorübertaumelnd sich verlieren.

Dich grüsst, vom Dorfe weit, ein blasses Kind.
Du sinnst und siehst es sinnend kaum. Du siehst
Am Weg nur eine Klage gegen Gott.

Dunkles Tal.

Rings der Nacht gewaltige Tat,
Die den schweren Sieg errungen.
Vor mir in den Dämmerungen
Bleich verlieret sich mein Pfad.

Dunkle Berge rings umbaun
Meinen Schritt im tiefen Grunde.
Schweigend von der hohen Runde
Schwarze Wälder niederschaun.

Winselnd einer Eule Schrei
Schrillt im Wald. Ein dumpfes Grauen
Packt mich an mit harten Klauen,
Schüttelt mich, und geht vorbei.

Mörder du im Himmel droben,
Feiger Tod, ich zittre nicht!
Da, am Berge hochgehoben,
Blinkt vom Dorf das erste Licht.

Abendwanderung.

Von den Bergen dünn und fahl
Rieseln Nebel bleich ins Tal,
Und versunken sind die Pfade
In der überrauchten Flur.
Einsam rauscht der Wiesbach nur
Noch vom fernen Mühlenrade.

Durch den fahlen Wiesengrund
Geh ich stumm mit bleichem Mund,
Fühle, wie mit kalten Streifen
Mir ins Herz die Nebel greifen.
Meine Tiefe stumm und schwül
Füllt sich an mit grauen Fluten.
Einer Wunde Schmerzgewühl
Fühl' ich tief im Grunde bluten —
Doch der Tod ist weich und kühl.

Aus der Nacht zu mir geschlichen
Kommt ein Lied und hüllt mich ein.
Alle Sterne sind verblichen,
Nur das Lied gibt hellen Schein.
„Wenn ich meine Liebe finde,
Ist dies bange Sehnen aus."
Durch die fahlen Wiesengründe
Geh ich immerfort — nach Haus.

Gebet.

O lass es endlich stille werden
Und treib es nicht ins neue Jahr,
Der du der Herr bist dieser Erden,
Du Gott, der meine Sehnsucht war!

Und gib, dass ich mich nicht verschulde
An deinem Geist, den du gesandt.
Ich will so gerne Lehenshulde
Dir schwören mit gefaltner Hand.

Denn das Bescheiden muss ich lernen
Und tragen, was mir ward verhängt,
Der ich einst frei von Gott und Sternen
Selbstherrlich meinen Weg gelenkt.

O Welt! Voll Würde und mit Beben
Steh ich mit offner Hand vor dir:
Ich will dir meine Liebe geben,
Gib du mein Leben mir dafür!

Hölderlin.

So sass ich lang. Nicht zornig, aber doch
Wie einer, der zu glauben müde ist,
Dass allerwegen gut sei, was geschieht,
Des hohen Geistes Schicksal überdenkend,
Den zu verwirren einem Gott gefiel.

Er spiegelte den Kosmos so in sich,
Dass man die hohe Ordnung wiederkannte
Bei allem Zudrang strebender Gestalten.
Er war ein Silber, drin ein jeder glich
Dem höhern Bild aus jenem fernen Lande,
Des reine Züge er nicht ganz behalten.
Dem Sinn und Sein der Götter war er nah,
Dem stürmender Titanenfrevel nicht,
Noch niedre Tierheit hohen Sinn bedrückte.
Er war wie einer, der noch dankbar ist,
Dass einst Prometheus irdischem Geschlecht
Göttliche Glut erzwang für Herd und Leuchte.
Auch den Geschöpfen war er so verwandt,
Den Brüdern aus der alten Mutter Nacht,
Dass es ihm Unrecht schien, den Winter dauern,
Da so viel Blüten schon im Herbst verblichen.

So baute er Altäre feiernd auf
Und heiligte das vielgeschmähte Leben
Gleich Empedokles dadurch, dass er starb.
Ihm riss nicht feindlich eine dunkle Parze
Den bunten Stab aus unzufriedner Hand.

Er flog gleich einem Tänzer seine Bahn
Weit vor den Psychopompen dieser Erde,
Die uns langsamer Sterbende geleiten.
Der Todlust ein berauschter Troubadour,
Hatte er Jauchzen, wo sonst Tränen sind,
Und liebte das Gesetz, wo alle zweifeln.
Begeistert trug der Held sein heisses Herz
Zum dunklen Tor Persephoneias ein
Und ehrte so noch den Beruf der Kraft,
Die wir oft schelten, blind für ihre Not.

Es musste sein, dass ihm die Welt verging,
Eh noch der heisse Leib sich satt gelebt.
Lehr' er mich fromm sein und das menschenfremde
Gesetz erfüllen, das uns alle drückt.

Abendstunde.

Ich habe dich nicht sehr geliebt, mein Leben.
Ich tat dir unrecht manchen lieben Tag
Mit überlanger, tatenloser Trauer,
Unmut um Dinge, die ein fremder Wind
Aus Wiesennebeln um mich werden liess,
Wo kühle Brunnen abendlich erschollen.

Du weisst, Unschuldige, von alter Schuld.
So oft die Wunde brennt, erbebt mein Herz,
Mein Räuberherz, und fühlt noch heut' wie einst,
Als sei von gestern abend er, den Schmerz
Früher Enttäuschung, den es nie vergeben.
Und eines Tages legtest du ganz still
Und wie ein Kind, das nur Gewohntes tut,
Mir an die tote Brust ein Weib. Mein Weib!
Sie sah sich lächelnd um in meinen Armen
Und war wie eine Spange, die ein Sturm
An einen furchtbar öden Strand geworfen,
Auf dem die Abgeschiednen heimisch sind
Und die das Meer betreten ohne Kahn.

Seitdem erbeb' ich oft in Furcht und Kummer,
Dass ich dich nicht genug geliebt, mein Leben,
Und du in deiner langen Witwenschaft
Mir weigern könntest mein beschiednes Teil.
Sinnst du auf Rache? Trügte sie mich nicht,
Die Ahnung eines nicht mehr fernen Tags,

Da du Misshandelte mir fremd entgegnest,
Furchtbar im Glanz erdröhnenden Gewaffens?
Doch dann vergiss nicht, hast du Lust zum Streit,
Die eine, die du herzlich mir vertraut
In einer wundersüssen Dämmerstunde.

Von der Erlösung.

Und wieder kam ich in das stille Tal,
In dem ich einstens Leid und Liebe fand.
Mehr Lieb' als Leid, und fast mehr Lieb' als Glück.

Kam ich mit blassem Mund aus jenem Haus,
In dem die eigne Schuld verhundertfacht,
Das bisschen Sünde, mir ins Antlitz schrie,
Dann war ins Grüne schon vorausgegangen
Die junge Liebe, mailich und geschmückt,
Und wartete auf mich bei Fels und Halde
Mit hellen Augen und mit blanken Wangen.

Doch heute ist von einer Schicksalsstimme
Die Tiefe übervoll. Bis an die Wälder
Erschwillt die Nacht, und was auf Burg und Berge
Die mitleidlose Hand herniedersenkt,
Ist etwas Grösseres schier als Grau'n.
Aus fremden Ländern kommt der Sturm gefahren,
Herold des Heimwehs, dessen Lied erschallt
Aus wilder Leier in empörten Händen.
Darunter dröhnt der Bach aus tausend Wirbeln
Den Psalm von aller Elemente Prunk,
Der meine Menschenbrust mit Sehnsucht füllt.
Aus Traum und Mitleid keimt da eine Klage,
Die ich noch nie so tränenwert gespürt:
Wer stiess uns Fühlende in diese Nacht?

Wer trog das harmlos pochende Leben so,
Dass es noch heut', im vollen Glanz der Erde,
Um einen Garten weint, darin vier Flüsse gehen
Und Bäume sind mit sinnlos holden Namen?
Denn wer erlöst die Welle und den Sturm
Und manchen Baum, an dem das Wunder Leben
In Saft und Bast, in Blütenschaum und Blättern
So ewig unerklärt sich offenbart?
Was ist die Schuld?

Ich wäre aufgelegt,
Tod, Leid und Schicksal dringend zu bedenken
Und nicht zu schlafen diese ganze Nacht.

Und war ein Turm, ein wetterharter, grauer,
Auf Wälderhöhen überm Lande ragend,
Von welchem du nur mühsam glaubst, es haben
Vor Zeiten Menschenhände ihn errichtet.
Denn wie von Willen sind die Brauen kraus,
Die er verwünschend über leere Fenster,
Steinbögen faltet. Doch auch ihn erreicht
Gelinde waltend laue Dunkelheit
Und Sehnsuchtsfittich, Sternenschein und Schlaf.

So fühlt auch jetzt mein Herz das alles tiefer,
Und wunderloser wird das Wundervolle
Vor all der Weisheit dieser lauen Nacht.
Geruhig spricht im sanft ergossnen Blute
Ein lauterer Gott, dem ich mich gern vertraue.
Uralte Wiegenlieder weiss der Bach,

Viel treue Worte, die du fast vergessen,
Du junges Herz, seitdem du auch vergessen,
Wie sehr du gut bist und wie rein von Schuld.
Sehnsucht, die zärtliche, und Liebe wachen,
Und wachen ist nicht länger nötig, fühlen nur
Dies dunkle Sein, den Frieden ohne Schwere,
Mit Wald und Welle brüderlich vereint.

Regennacht.

Durch feuchte Gassen saust der Wind
Und klagt um die verschloss'nen Türen
Wie Lieder, die vergessen sind,
Wie Heimweh, das Verlass'ne spüren

Du hörst den bangen Wehelaut.
All deine Sünden sind vergeben.
Um eine treue Lampe baut
Sich auf dein ganzes, stilles Leben

Der Unselige.

Du wagst das Schweigen kühn zu brechen,
Das um den Abgrund schrecklich droht.
Du wagst das eine Wort zu sprechen,
Und dich bestraft ein herber Tod.

Du bist in tiefster Nacht verloren
Und gehst allein durch trüben Wald.
Dir ist das schwerste Los erkoren,
Dir ward das Rätsel zur Gestalt. —

Das Waldtal wagst du aufzulösen
In einem herben Sehnsuchtswort.
Du bist verwandt dem tiefsten Bösen.
Der Welt verzweigtes Wunderwesen,
Du hauchst es an — und es verdorrt.

Du hast in deinem dunklen Lied
Den Sinn der Götter, welche schlafen
Am stillen Weg, wo in den Hafen
Das spröde Volk der Schwäne zieht.

Vermessen stehst du und verwegen
Vor all der vielgestalt'gen Pracht.
Es kann dich nur ein Tod erlegen,
Der alle Frommen schaudern macht.

Dienstbarkeit.

So spricht das Land zu meiner Träne:
Wie weit ich mich auch flüchtig dehne,
Der Zwinger eilt mir nach: die Stadt.
Schon siehst du ihre Häuser fliessen,
Die Weite steinern einzuschliessen.
Bald ist die Wiese hart und glatt.

So tönt — du musst es tönen lassen —
Dein Sehnsuchtslied auf allen Gassen
Zur Fronde der unwerten Lust.
Und sei es dir auch schwer zu tragen:
Auch du musst einstens Münzen schlagen
Aus dem Geheimnis deiner Brust.

Werbung.

Der Mai hat nun in aller Welt
Gefüllte Becher hingestellt.
Kaum fasst der Rand den Schwall der Lust.
Rings gährt's von Düften. Leben brütet
Der ärmste Strauch, die engste Brust.
Die ganze Welt steht weiss beblütet.
Kein Leben ist, das sich behütet.
In heissen Gluten schwimmt der Hag,
Der Kuckuck ruft den ganzen Tag.
Flammen schlagen vom Himmel nieder,
Flammen schlagen in jedes Haus.
Aus allen Menschen brechen Lieder,
Lieder wie singende Flammen heraus.
Die weite Erde glüht und loht,
In allen Leibern schämt sich der Tod.
Himmel und Erde lohen und glüh'n —

Nur du, meine Blume, du willst nicht blüh'n.

Heisser Mai.

Ein blaues Feuer der Himmel brennt,
Rauch füllt das weite Firmament.
Aus tausend Scheiterhaufen fährt
Die Flamme, die den Tod verzehrt.
Es lodert grau, es flackert weiss,
Wohin ich blicke, liegt das Feld
Ueberhüpft von Feuern; die ganze Welt
Ward wie ein Ofen schwül und heiss.

Nun rührt sich dunkel in meiner Brust
Der helle, lachende Grimm der Lust,
Der heilige Zorn, der Sehnsucht Brand,
Draus Seele mir und Leib erstand.
Brände schlagen aus allen Poren,
Trunken bin ich von Glut durchlacht,
Alles in mir ist feuergeboren,
Glühend hat Liebe mein Leben erdacht.

Abschied.

O sag', was treibt dich von mir fort?
Auf blasser Lippe stockt das Wort,
Die Herzen beben, die Augen flirren,
Die Wangen glüh'n, meine Hände irren
Arm und zärtlich um deine Hand.
Musst du sie lassen? Musst du mich hassen?
Ach, ich darf deine Hände nicht fassen,
Deine Hände sind heimatlich Land.

O sag', was hab' ich dir getan?
Was blickst du so voll Qual mich an?
Ich tu' dir weh mit jedem Wort,
Deine Seele flattert mir ängstlich fort.
Ich darf nicht fragen, ich darf nicht bitten,
Es geht ein Schicksal in unsrer Mitten,
Das macht deinen Blick mir fremd und kalt,
Dagegen hat keine Lieb' Gewalt.
In Stummheit hüll' ich mein Gesicht.
Schweigend tret' ich aus deinem Licht.
Und wie ein Mann, der den Berg bestiegen,
Sieht im Tal seine Heimat liegen,
Schau ich von stummen Abschieds Rand
Zurück in deiner Liebe Land.

Sommerwind.

Saust der Sturm durchs Sommerland
Ueber Wiesen fahl, verbrannt,
Ueber Strassen schwarz und glatt,
Die die Stadt reckt in die Ferne.
Meiner Jugend trübe Sterne
Leuchten droben zag und matt.
Und Gestalten seh' ich schweben,
Winkend mit verwunsch'nem Blick –
Fahre wohl im strengen Leben,
Fahre wohl, mein junges Glück!

Schärfer schneiden alle Leiden,
Ernster bindet jede Lust,
Und in Eisen muss ich kleiden
Diese leichtbewegte Brust.
Was die strengen Tage geben,
Fordern morgen sie zurück —
Fahre wohl im wilden Leben,
Fahre wohl, mein sanftes Glück!

Wind verweht die Wolkenschwärme
Und zerbläst den bunten Traum.
Sonne, Sonne, komm und wärme
Diesen wolkenlosen Raum!
Nebel, die sich dampfend heben,
Sauge auf mit heissem Blick —
Fahre wohl im starken Leben,
Fahre wohl, mein krankes Glück!

Einladung zum Schlaf.

Alle Dinge dieser Erde
Stehn in abendlichem Licht,
Und mit holder Trostgebärde
Steht die Trauer auf und spricht:

Sieh, es muss der Regen fallen,
Sinken muss der müde Tag.
Leben tut ja mit euch allen,
Was es muss und was es mag.

So entgürte deine Kräfte,
Gib dich auf und sei gesellt,
Und aus schwülem Drang der Säfte
Wachse an das Herz der Welt.

Bist doch nimmermehr betrogen,
Stehst nicht in der Nacht allein.
Nah und fern ist dir gewogen,
Näh' und Ferne, sie sind dein.

Und des Lebens Wellen gehen
Tief mit deiner Flut vereint.
Schlafen heisst nur auferstehen,
Schlafen heisst hinübergehen,
Wo dir alles lind und freund.

Horch! Die Nacht wird reif und stille.
Sieh! Die ersten Träume weh'n.
Aus der Armut in die Fülle —
Willst du noch nicht schlafen gehn?

Die Waldmühle.

Oft stillte Sehnsucht meine Klagen.
Sie hub mich hoch aus manchem Leid,
Und führte mich an grossen Tagen
Tief in vergrämte Einsamkeit.

Ich sah und hörte Wälder viel.
Die Wipfel tosten wie ein Meer
Und rauschten wie ein Saitenspiel
Im Heimatlied der Wiederkehr.

Und wie in stillem Toben hing
Ein Habicht fern in blauen Höhen
Und liess in seinem stummen Ring
Das Leben gross an sich geschehen.

Doch ungezähmt im dunklen Grunde
Scholl einer Mühle wildes Rad,
Als sehnt' es sich nach einer Stunde,
Als dächte es auf eine Tat.

Das war ein Brausen und ein Wühlen
Tief in des Mühlbachs kühlem Lauf,
Und funkelnd von den Wasserspielen
Beronnen stieg es triefend auf.

Es schoss die Flut aus hohlen Felgen,
Und also ward ein dumpfes Lied:
Ich muss in der Verwirrung schwelgen,
Die taumelnd mich ins Kühle zieht.

Doch rauscht mir längst geheime Kunde
Tief unter diesem Brausen her:
Einst kommt das Glück, einst kommt die Stunde
Und bricht die Speichen und das Wehr . . . .

Die Maschine.

Es war ein Tag voll Lust und Sonne,
Ein Tag, da man dem Leben zürnt,
Dass Leben, welches in uns funkelt,
Nicht alle Schranken glühend sprengt,
Dass man als helle Wolke nicht
Gewaltig leuchtet überm Land,
Dass man als dunkler Sturmwind nicht
Uralten Bergen sinkt ans Herz.

Ich wiegte mich auf einem Schiffe,
Das wühlte sich durch grüne Wogen,
Und Wälder rauschten kühl vom Ufer,
So hochgebaut, so fromm und stark.

Doch tief im Rumpf des Schiffes scholl
Und rollte wilden Eisens Kraft.
Tief hockte in dem engen Bauch
Voll Glut die stöhnende Maschine,
Und wälzte ihre Welle um
Und rieb die bleichen Schmeichelscheiben
Und fiel mit mächtigen Stangen aus
Und schüttelte die Kurbelfaust.

Umrannt von speichenloser Felge
Dick um die Welle stand die Nabe,
Rund um die Nabe stand das Rad.
Ich sah und stand und sah hinab

Und flehte erst: Sei fromm, sei treu!
Vergiesse Blut und zeige Zorn!
Sei nicht so fremd! Gib meinem Herzen
Zum Mitleid Grund, zur Liebe Kraft!

Der Kolben schoss, die Kurbel riss,
Hoch kamen taumelnde Gehäuse.
Auf bleicher Welle schwankten sacht
Im Schaukeltakt wie fremde Vögel
Glasbecher voll von buntem Oel.
Nicht weit davon erschwang sich rund,
Auf spindeldürrem Füsschen schwang,
Von fremder Tänze Brunst empört,
Sich wie ein Derwisch das Ventil.
Und immer kam derselbe Blick.
Die gleiche Geste drohte auf
Und stieg und schwand, und fiel und kam.

Ich stand und sah, und sah hinab
Mit Menschenblick in fremde Welt.

Da wandte meine Sehnsucht sich
Und fühlte sich in diese Tiefe
Und wühlte sich hinab, hinab,
Und alles Dunkle meiner Brust
Erlernte tief im Eisentanz
Unmenschlichen Gehorsam neu.

Dreimal durchschnitt das Schiff die Flut,
Dreimal sprang enternd an den Bord

Der Waldeskühle wilder Hauch
Und warb um mein verwandtes Herz.
Und dreimal stiess ich ihn hinab
Und saugte mich am Eisen fest
Wie nie an eines Märchens Süsse,
Wie nie an eines Weibes Brust.
Da ward ich hell wie eine Wolke,
Und ward gehorsam wie ein Sturm
Und ward wie Eisen fromm und treu.

Spät trug ich meine Sehnsucht heim
Auf Eisenwegen nach der Stadt,
In Rauch und Lärm, in Glut und Licht.
Verhüllt von einer goldnen Wolke,
Einsam in ungeheurer Menge
Schritt ich durch steinerbaute Gassen
Dahin wie durch den stillsten Wald.
Wie Eisentanz war mein Gedanke
Und schwang sich rund: Sei stark, mein Herz,
Mein Menschenherz, sei fromm, sei treu!

Wahrheit.

Der Abend kam, die Sehnsucht kam,
Es kam das buntgeschmückte Leben
Und rüttelte an Trotz und Gram
Mit vielem lautem Weltbegeben.

Ein Glück zerbrach, ein Turm zerfiel,
Gestorbne fuhren über Feld
Und brandeten wie Flutgewühl
Mit Blut und Schmerz um meine Welt.

Ich aber stand und weinte nicht
Und sah das grosse Leid geschehen,
Wie wenn Wer fremde Zungen spricht,
Dass kaum die Augen sich verstehen.

Ich hatte alle meine Glut
Verschenkt an ein erdachtes Ding,
Ein schwankes Blatt, wo traumgemut
Sehnsucht in zagen Linien ging.

Denn Märchen sind so wahr wie Blut.

Einsamkeit.

O Mensch, wie tief bist du allein!
Rings schliesst dich eine Wüste ein.
Ob's dir auch nah am Herzen liegt,
Mit warmer Brust sich in dich schmiegt,
Mit heissen Lippen dich umwirbt
Und ganz in dich hinüberstirbt —
Das ist wie ferner Geierschrei,
Der taumelt in der Luft vorbei
Unwirklich und ereignislos
Durch deine Wüste riesengross.

Traumhaft geschwenkte Schatten wanken
Vorüber an der Wüste Schranken:
Dein Tiefstes greifen sie nicht an,
Dein Herzblut rühren sie nicht an,
Und selbst die grosse Liebe schwebt
Vorbei, als sei sie nicht gelebt.

So grausam ist der Mensch allein,
Dass selbst der Tod nicht dringt herein
In dieser Wüste Bann und Macht.
Und wird dein Auge endlich leer,
Und wird dein Herz im Tode schwer,
Geht niemand mit dir — in die Nacht.

Totenwächter.

Und bist du nun verschollen ganz,
Du lieber, lieber Klang.
Weit liegt die Welt, und du gehst weit
Durchs Fenster in die Heimlichkeit,
Viel Ewigkeiten lang.

Und sonnenklare Linien gehn
Um deine müde Brust.
Und totenstille Linien ziehn
Wie kranke Walzermelodien
Um deine liebe Brust.

Darin erklang dein Weibesherz
Gleich einem Kelch im Schrein.
Das hat nun ausgeklungen,
Und du musst stille sein.

Ganz stille wie der Stein am Bach
Und wie der Baum im Wald.
So stille wie der Drach' am Dach
Und wie der Schnee so kalt.

Ich wollte einst dein Freier sein
Vor dieser bösen Nacht,
Und muss nun fast ein Geier sein,
Der deinen Leib bewacht.

Ein Leid.

An einem schönen Herbstestag
Mein Glück zerknickt am Boden lag.
War eine Blume schlank und bunt
Und wurzelte im tiefsten Grund
Und wiegte ihre Krone leis
Im Blütenwinde sommerheiss.

Ein Schmerz — ein Schrei — und noch ein Schrei —
Da brach der geile Schaft entzwei,
Und eine Wunde stand inmitten,
Wie mit der Sense durchgeschnitten.

Da hub sich auf die Welt und drang
In Finsternis, die sie verschlang.
Die Dinge kehrten all sich um
Und wurden dunkel, kalt und stumm
Und spieen aus die ganze Nacht,
Die lichte Flächen sonst bewacht —
Und war doch draussen heller Tag,
Ganz voll von Lärm und Glockenschlag.

Tief in mir war ein grauer Wicht,
Der schmähte bitter Laut und Licht,
Umhüllte sich mit finstrem Stahl,
Schritt klirrend übers Feld der Wal
Und tat an jedem Dach und Haus
Die hellen Sonnenflecken aus.

Und es ward laut in tiefen Gassen
Wie Taktschritt dunkler Heeresmassen,
Und vor den Augen sah ich's blitzen
Wie Helm- und Bajonettenspitzen,
Und wilde Fahnen sah ich wehen,
Auf lodernden Gesichtern gehen,
Und über Leibern wogten sie,
Wo rotes Blut nach Sonne schrie.

So fiel in Dunkel alle Welt.
Nur eine Stelle blieb erhellt.
Das war die blanke Uhr am Turm,
Die rasselnd ging im Rädersturm,
Die spitzig ihre Zeiger streckte,
Die goldnen Ziffern üppig bleckte,
Mit Hammerschlag auf Glockenrand
All meinen Gram zerstiess wie Sand.

O Mitleid, das in Wolken glüht,
O Himmelsaug', das alles sieht,
Nun lässest du die Schleier fallen
Und leuchtest klar ob allem Land.
Du senkst hernieder wilde Krallen,
Und sieh, es ist die weichste Hand.
Wie schürftest du nach meinem Leben!
Wie wühltest du nach meinem Blut!
Da hab' ich dir mein Herz gegeben —
Nun bist du sanft! Nun bist du gut!

Lied des Armen.

Mir ist die laute Welt so tot.
Mir ist die reiche Welt so karg.
Von Morgenrot bis Abendrot
Der Tag vergeht mir wie im Sarg.

Mir dorrt im leeren Schrein das Brot
Zu ungefügen Klumpen ein.
Von Morgenrot bis Abendrot
Hör' ich die blasse Hure Not
Den Qualspruch aller Armen schrei'n:

„Die Armut schändet! Die Armut blendet!
Die Armut schliesst dir jedes Haus.
Ein jeder Blick steht abgewendet,
Und jede Türe speit dich aus.

Der Hunger frisst mit gelben Zähnen
An deiner Kraft, an deinem Wert.
Hohn schallt zur Antwort deinen Tränen,
Hass wird des Mitleids Henkerschwert."

Die Turmuhr stösst mit gellem Munde
Ihr siegendes Gewieher aus.
Mir ist der Tag wie eine Stunde.
Nacht lagert zeitlos um mein Haus.

Versöhnung.

Mir wird so oft ums Leben bange,
Wenn ich in Nächten einsam gehe
Und überm dunklen Wolkenhange
Die sehnsuchtlosen Sterne sehe.

Doch sanken stets die Schleier nieder,
Der Erdenaugen trüber Bann:
Die Liebe sah ich immer wieder,
Die Liebe, die nicht anders kann.

Erinnerung.

O Jugendtal! Du kühles Tal!
Der Wald so dicht, der Weg so schmal!
Ein Fiedler, der Tod, vertrieb mir die Zeit.
Die Liebe aber war lauter Leid.

O Jugendzeit! Du arge Zeit!
Zu fern den Tränen, zu fremd dem Leid!
Du rauscht im Sturm, der mich umtost.
Der Sturm, der bringt mir schlimmen Trost:

„Halt aus! Halt aus! Denk nicht daran!
Du warst ein Knabe, bist ein Mann!
Süss ist der Traum, das Leben hart.
Wachse, wachse! Heil dem, was ward!"

Ich höre den Sturm, ich weiss sein Wort.
Wie Meereswellen trägt er mich fort.
Es wird die Erde so fremd und bekannt,
Da schweb' ich, ein Mann, überm Jugendland.

Da steht überm Wald ein grauer Turm,
In Fels gesenkt, umwühlt vom Sturm.
Draus fliegt ein schwarzer Rab' hervor.
Der Rabe Munin umkrächzt mein Ohr . . .

Der alte Ritter.

Wie ein Tier im Rauch vergraben,
Der aus meinen Burgen schwält,
Hör' ich nur den Ruf der Raben,
Der die schwarzen Stunden zählt,

Höre nur mit wilden Tönen
Ein uraltes Heerhorn dröhnen
Tief aus meinem tiefsten Traum . . .
Nimmer will ich mich versöhnen!
Welt und Wolken will ich höhnen!
Fehde schwör' ich jedem Baum!

Ermattung.

Wehe nur, du junger Wind!
Meine Burgen sind zerfallen,
Bin der Stillste nun von allen,
Die da arm und einsam sind.
Meine Blicke müssen gehen,
Sehen traurig und getrost
Jene wilden Stäube wehen,
Drin dein heisser Atem tost.
Wo die blauen Berge sind,
Wird mein Schicksal schon Gestalt
Unterm Hammer der Gewalt —
Wehe nur, du junger Wind.

Rausche nur, du frommer Baum!
Ganz von Nacht bin ich umgeben.
Mich umgaukeln Schlaf und Traum,
Doch mich hungert nach dem Leben.
Meine schwertgewohnten Hände
Irren funkelnd durch die Welt;
Ist kein Hammer, den ich fände,
Ist kein Schild mehr, der ergellt.
Sanft nur rauscht unholder Traum
Ueber Stirne mir und Wangen.
Bin gefangen, bin vergangen —
Rausche nur, du treuer Baum.

Die Dreissigjährigen.

Wir wagen uns weiter ins Leben hinein;
Den Rückweg versperrt uns Gebirg und Gestein,
Gelüst und Gefahr,
Den Rückweg zum Tod, der uns nahe war
In Jugendzeit.

Des Todes Schalmeien sind ferne verstummt.
Gefährlicher hat sich das Leben vermummt,
Gewaltiger schweift
Die Sehnsucht um, gewaltiger greift
Ans Herz das Leid.

Gewaltiger greift auch die Faust und türmt
Gestalten, die deuten, was in uns stürmt,
Was in uns bebt
Und mutig dem Tod entgegenlebt,
Der es befreit.

Im Leben.

Ich stehe unter Wolken tief im Feld.
Wie rauscht, wie kräftig lebt um mich die Welt!
Rings schwillt's von Halmen, Baum mit Bäumen ballt
Sich zu des Walds gedrungener Gestalt.
Wald wehrt den Wiesen Sonnenlicht und Raum,
Doch schwillt die Wiese kräftig um den Baum,
Und wie betäubt von ihrer Halme Hassen
Steht er und zagt, sie völlig zu umfassen.

Es geht ein Wind, der in den Kronen saust.
Wie adlig wehrt der Wipfel seiner Faust!
Der Wind lässt ab und höhnt: „Es war kein Streit!
Ich spielte nur und suchte nicht dein Leid."
Stolz steht der Baum, hoch reckt er sein Geäst:
„Spiel oder nicht, ich stand und stehe fest!"

O Uebermut im Leben dieser Welt!
Ich stehe unter Wolken tief im Feld.
Ich stehe aufrecht, innerlich gebückt;
Ratloses Leid hat meinen Geist verzückt.

Land meiner Sehnsucht! Unland meiner Leiden!
Wie kann ich dich erwandern und erreiten?
Fliehst du in Wolken über mir dahin?
Bist du in Hügeln, die mich fern umzieh'n?

Umbraust von Leben, das sich kraftvoll regt,
Fühl' ich mich nur von Traum und Groll bewegt.
Vor allen meinen Sinnen fühl' ich's tagen,
Und muss doch Nacht durch diese Helle tragen.

Gefährlich gährt in mir ein dumpfer Zorn,
Die Sehnsucht stösst in das empörte Horn.
Das ist der Ruf des Hornes Olifant,
Der starb an Felsen über taubem Sand,
Und war kein Land, in das er tönend kam,
Und war kein Ohr, das seine Not vernahm.

Ein Zweifel kommt, zu fragen und zu brennen:
Muss meine Sehnsucht ich mein Leben nennen?
Ward darum dieser reiche Leib erbaut,
Dass Sehnsucht, heimatlos in allen Zonen,
In ihm gleich einem Altar möge wohnen,
Und dass sein Mund dem Dunklen gebe Laut?

Ein Wind streicht mir die Wangen und das Haar.
Es löst die Faust sich, und die Stirn wird klar.
Da steh' ich unter Wolken tief im Feld.
Der Wolken Schatten wandern durch die Welt.

Vom Widerspruch.

Ein Dialog.

F a u s t, ein Gelehrter.

M e p h i s t o, ein Hausteufel.

F a u s t (in Gedanken versunken):

Den ganzen Reichtum seh' ich hingerafft.
Das bunte Leben seh' ich marklos schwinden
In Worten, die mich lächelnd tief ergründen.
Ich w a r ein Mensch. Jetzt bin ich — eine K r a f t.

M e p h i s t o (am Proszenium):

Kam, sah und monologisierte!
Der Kerl wird täglich abgeschmackter.
Ein Holzbock einst, jetzt Uncharakter,
Und bleibt doch stets der Angeführte.

F a u s t (eine Blume in der Hand):

Dir glaubt' ich, Blume, manches wilde Jahr
Und suchte dich durch Denken zu zerrütten.
Gefüllte Formen rastlos umzuschütten,
Schien mir verdienstvoll-würdige Gefahr.
Im Alter ward die Welt mir traurig wahr.
In der Erkenntnis, die ich sehr erbeten,
Scheinst du mir, Blume, jeden Wunders bar;
Ich kann dich nicht zerdenken, nur — zertreten!

(Zertritt sie.)

Mephisto (hebt sie auf):

Du lottriger Kujon!
Hast wohl im Mistbeet mehr davon!

Faust (einen Handspiegel ergreifend):

Und auch in dir, du liebster Tand der Frauen,
Wird diese Armut mächtig konterfeit!
Wie frass mich sonst ein unbekanntes Grauen,
Wenn es mich trieb, dies schwanke Bild zu schauen:
Ich Einziger verdoppelt und entzweit!
Das riss so schmerzhaft an des Leibes Festen
Und tat mir eine fremde Wildnis kund
Und füllte mir mein Haus mit fremden Gästen
Und brach des Gottes eingeschwor'nen Bund.
Jetzt ist mir längst aus dieser Silberhaft
Das Spiegelbild entfesselt und entriegelt.
Auf Trüb- und Dunklem auch weilt meine Kraft,
Und wo wir stehen, stehen wir gespiegelt!

(Spiegel weg.)

Mephisto (mit unanständiger Gebärde):

Ei nun, so schau, ob dir dein Bild
Wohl auch aus diesem Spiegel quillt!

Faust:

'nen Fusstritt drauf, verdammter Parodist!
Du wirst ein Unflat, wenn du freundlich bist!

Mephisto:

Gemach, gemach, mein edler Philosophe!
Ich lauschte Eurer wüsten Elegie.

Vertraut erschien mir Text und Melodie,
Doch mich erboste Eure letzte Strophe.

F a u s t:

Dir Lästermaul und schnödem Wicht
Trieft freilich gallige Erfahrung
In jedes Schmerzes reines Licht.
Des Blutes reifste Offenbarung,
Das treue Leid, verstehst du nicht!

M e p h i s t o (sich windend):

Verzeiht, Herr Doktor, wenn ich's recht bedenke,
So waren's weniger die Gebresten,
Worum ich mich so herzlich kränke,
Als vielmehr die vertrackten Gesten.
(Steigend)
Ihr trampelt dieses Ding zu Brei,
Ihr lästert Euer Konterfei.
Mich zwackt, ich sag' es frei heraus,
Der freche Gast im eignen Haus.
Es soll die Welt sich um Euch drehen,
Die blank mit tausend Speichen prunkt!
Doch muss ich Euch für sie gestehen:
Sie dankt für solchen Mittelpunkt!

F a u s t:

Halt an! Verleumde nicht dies Leid!
Mir graut bei deinen Epigrammen.
Du magst dies Klagen leicht verdammen,

Ich aber bin ein Sohn der Zeit
Und brenne schmerzhaft in den Flammen
Der leidgewohnten Menschlichkeit!

M e p h i s t o (mit grausamer Schärfe):

Seht, wie er blüht und sich entwickelt,
Hinaufwächst in ein höh'res Sein!
Die Welt, die ihm der Wahn zerstückelt,
Schmilzt er entzückt zum Klumpen ein.
Wie unnachahmlich dies Ermatten!
Dies Leid, wie ist es täuschend wahr!
Die Rampenlichter überschatten
Sein kugelrundes Augenpaar.
Und wundersam gesteigert, werden
Die ungefälligen Gebärden
In einem schönen Wahnsinn rund.
Er stampft die hohl erklung'ne Bohle
Mit breiter Komödiantensohle,
Und zitternd bebt — der Hintergrund!

F a u s t (verzweifelt):

Und immer wieder bäumst du dich
Dem warmen Herzen kalt entgegen!
Wann endlich hältst du eifernd Stich?
Hier ist mein ganzes, aufgewühltes Ich,
Hier ist mein Blut! Wie kann ich dich bewegen?

M e p h i s t o (ins Parkett):

Potz Blitz, er raucht mich mächtig an!
Soll drum auch seinen Willen han!

(Zu Faust heftig)

Du halber Kerl! Du Viertels-Wicht!
Wo ist dein Ich! Wo ist es nicht!
Lässt der sein Schicksal drauss' verhungern,
Dass es muss auf den Gassen lungern,
Vor fremden Türen lausig stehn,
Bei meinem Scheltwort betteln gehn!
Ich rede hier in hohle Luft,
Was du zu s e i n hast unterlassen.
Ich fülle deine Schicksalskluft
Mit sündhaft ungelebten Massen.
Du bist nicht halb du selbst geworden!
Deck deine Leere tätig zu,
Füll du mit Blut, was ich mit Worten,
Und was ich schelte, l e b e du!

F a u s t (verwirrt):

Du brichst mich um, du trinkst mich leer.
Verwüstend jagt dein dunkles Wort
Durch meiner Schmerzen rotes Meer
Und scheucht die trübe Welle fort.
Ich war so reich. Nun bin ich ganz verdorrt.

(Zu Mephisto)

Ermiss die Qualen, die hier wühlen!
Dem Leben tast' ich kraftlos nach,
Ich bin wie blind und kann nur fühlen —
D u streust auf dieses Fühlen Schmach.

M e p h i s t o:

Du b i s t nicht blind, drum m u s s t du sehen!
Das Schnüffeln, Freund, hält hier nicht Stich.

Hast du die Walstatt erst besehen,
Sei auch so frech und schlage dich!
Wer Waffen hat, muss Waffen brauchen.
Bewehrten gibt man nicht Quartier.
Denn fühlend durch die Welt zu krauchen —
Wärst du ein Heuschreck, ziemt' es dir.

F a u s t (misstrauisch):

Das klingt empirisch, derb und schlecht.
Durch Empirie ward ich zum Knecht
Erfahrung hat dies geile Hirn gefällt.
Denn mein Gedanke klebt so an der Welt,
Wie unnütz flaches Blut an einem Schwerte
Als Denkmal einer kummerlosen Tat,
Und schleift verrenkte Glieder an der Erde.

(Plötzlich zu Mephisto)

Du bist mein Feind! Ich will mich von dir trennen.

M e p h i s t o (wie abwesend):

Dies Wort, das sollt' ich heilig kennen,
Das süsse Wort: Des Menschen Feind!
O Wort, in manches Grab geweint,
Urwort aus grauen Schöpfungstagen,
Steigst immerwährend neu empor,
Durch tausend Jahre hergetragen
Schlägst du an mein entzücktes Ohr!

(In einem fremden, hohen Ton)

Ihr macht den Widerspruch zum Feind
Und wisst nicht, was er spottend meint.
Dem Schicksal seid Ihr schlecht gewogen,
Und scheltet: es sei blind und hart,

Und habt es doch herbeigezogen
Durch Eurer Freiheit böse Art;
Unschuldig kommt es angeflogen
Zu überlästiger Gegenwart.
Du, Fauste, bist in einem Bilde
Entsetzlich, jammervoll verirrt.
Erinnere dich an die Gefilde,
Wo Pfeil auf Pfeil in Lüften schwirrt!
An ihren Haken schillert Gift,
Du weisst, sie wollen Herzblut trinken,
Du hast den Schild, du lässt ihn sinken —
Und darfst nicht klagen, wenn's dich tödlich trifft!
Du stehst in hohles Leid gehüllt,
Hohl gähnt bis unters Dach dein Haus;
Doch an den Giebeln wird es wild:
Die übervolle Welt erschwillt
Und — schäumt in deine Leere aus.

(Mit grenzenlosem Mitleid)

So musst du nun verschüttet liegen
In einem feindlich kühlen Tag,
Und könntest dich auf Wellen wiegen,
Die jeden tragen, der es mag!

(Mit plötzlich verändertem Ton)

Die Hölle spricht, der Abgrund spricht,
Der Abgrund des Erschaff'nen spricht:
Den Trägen schrecke ich mit Grauen,
Der im Behagen fruchtlos ruht.
Du, Fauste, musst den Spötter schauen,
Und dir verhöhn' ich Hirn und Blut!

F a u s t (mit gezogenem Schwert):

Du Teufel! Teufel!

M e p h i s t o (lacht)

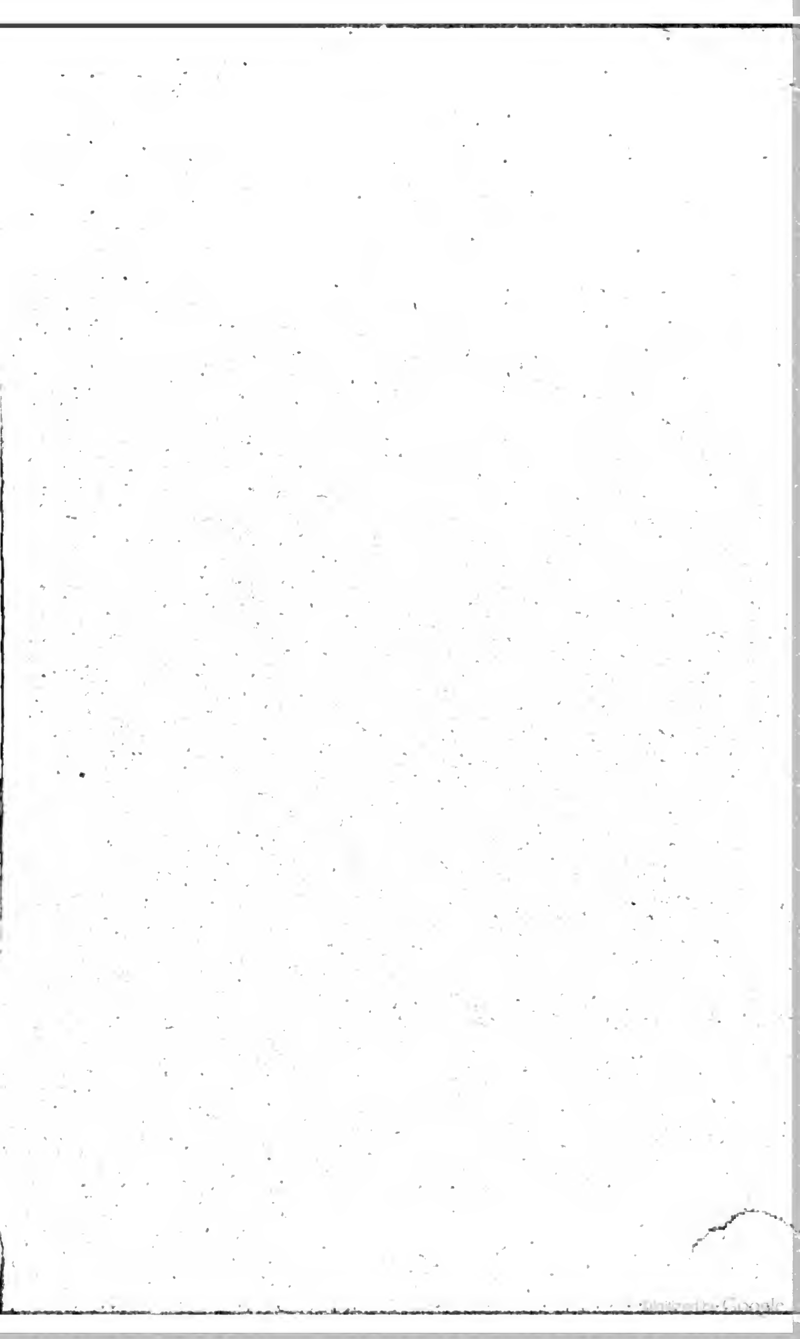
Steck ein! Das ist kein Teufelssegen!
Man wirft mich nicht, man teufelt mich hinaus!
Sei d u der Teufel in dem eig'nen Haus —
S o , Fauste, kannst du mich bewegen!

(Ab)

Reihenfolge der Gedichte.

Seite

K. B. Hofbuchdruckerei von Gebrüder Reichel in Augsburg.




Princeton University Library
32101 069191227




Princeton University Library
32101 069191227

